

Aufbruch ins Paradies

Ein Fensterbrief war und ist für mich immer etwas Unangenehmes: eine Aufforderung, die Steuererklärung endlich abzugeben, oder die Mitteilung über eine Ordnungswidrigkeit, wenn ich zum Beispiel mal wieder falsch geparkt habe. Diesmal kommt er von der Gemeinde, und ich ahne, um was es geht. Der Wildwuchs entlang meines Grundstückes, ein schmaler Streifen, etwa einen halben Meter breit, zwischen Straße und meinem Zaun, war anderen Dorfbewohnern schon des Öfteren ein Dorn im Auge, und nun soll ich ihn umgehend entfernen. Ordnung muss sein, nur welche Ordnung, frage ich mich. Auch die Natur kennt Ordnung, nur diese schaut meist anders aus als die von Menschen gemachte.

Zugegeben, das ganze Grundstück hebt sich deutlich von den gut gepflegten Vorgärten im Dorf ab. Das schätzen auch viele hier brütende Vogelarten, das Eichhörnchen, die Kröten und Massen von Insekten auf meiner bunt blühenden Wiese. Vielleicht ist das den Dorfbewohnern nur nicht aufgefallen. Vielleicht wissen sie aber auch nicht, dass natürliche Vielfalt nur da explodiert, wo wir nicht mit ordnender Hand eingreifen. Regelmäßig wird in der Gemeindezeitung darauf hingewiesen, im Dorf auf Ordnung zu achten. Grünflächen sollten gemäht werden, und Straßenränder seien von Unkräutern zu befreien. Schließlich solle unser Dorf für Besucher ein schönes Bild abgeben. Jeden Sonnabend, wenn ich durch das Dorf fahre, sehe ich darum dessen Bewohner, bewaffnet mit Eimern, Schaufeln und Straßenbesen, in reger Betriebsamkeit vor ihren Hofeinfahrten. Was sie hier tatsächlich tun, erschließt sich mir allerdings nicht, denn für meine Begriffe ist ohnehin alles schon sehr aufgeräumt. Trotzdem wird eifrig gefegt. Vielleicht geht es nur darum, dem Nachbarn zu signalisieren, dass man seiner Pflicht nachkommt? Vielleicht sucht man Kontakt und hat keinen plausiblen Grund, nebenan zu klingeln? Wenn man mit den Nachbarn ins Gespräch kommt, hat das ja schließlich auch eine soziale Komponente. Ein Gespräch am Zaun gibt Gelegenheit zu einem frühen Bier, und man erfährt, was im Dorf gerade so läuft. Dagegen ist nichts einzuwenden.

Aber scheinbar bin ich gegen diese Art Ordnung immun. Schon als Kind war ich genervt, wenn ich am Sonnabend den Hof fegen musste. Dieser war mit hartgebrannten dunkelroten Ziegeln ausgelegt, und in den Fugen zwischen den Steinen wuchs grünes Moos. Ein wunderschönes Muster. Ich hielt immer wieder inne, um es zu betrachten, wenn ich mit dem Straßenbesen vorsichtig darüberfegte. Manchmal kniete ich mich hin, um mir die Gewächse aus der Nähe anzuschauen. Kleine samtig grüne Polster, die wie ein weiches kurz geschorenes Fell flach an den Boden geschmiegt wuchsen. Erstaunlich, dass sie hier auf dem alltäglich stark begangenen Weg überhaupt existieren konnten. Meine

Großmutter hatte für diese Schönheit keinen Blick. So machte sie sich wenigstens einmal im Jahr daran, die Fugen mit einem alten Küchenmesser vom Moos zu befreien. Nun dauerte es meist nicht lange, bis kleine schwarze Ameisen die Fugen als Straßen nutzten und unter den Ziegeln ihre Wohnstätten errichteten. Auch das war meiner Großmutter ein Dorn im Auge, und sie bekämpfte die winzigen Tiere mit kochendem Wasser, das sie zielsicher in die Fugen goss. Diese Arbeit macht sich heute natürlich niemand mehr, mit Herbiziden und Gasbrenner lassen sich ungewollte Wildwüchse effektiver bekämpfen, und gegen Ameisen sind diverse Insektizide auf dem Markt.

Inzwischen habe ich den Brief überflogen, und mein Verdacht hat sich bestätigt. Es geht um die Hecke und den Grünstreifen entlang der Straße, die blauen Wegwarten (meine Lieblingsblumen), die dort blühen, sind mit der Dorfsatzung nicht vereinbar. Durch das geöffnete Fenster dringt vom Nachbargrundstück das Knattern eines Benzinrasenmähers herüber, und kurz darauf beginnt ein weiterer Nachbar, gegen den seiner Meinung nach zu üppigen Grünwuchs ins Feld zu ziehen. Blühende Pflanzen haben hier keine Chance. Einmal wurde ich von jemandem aus der Nachbarschaft aufgefordert, meinen »Rasen« mal wieder zu mähen. Ich musste dann erklären, dass das, was er da vom Küchenfenster aus sehe, eine Wiese mit verschiedenen Blumen sei und keinesfalls ein Rasen. Eine solche Fläche werde ein-, höchstens zweimal im Jahr gemäht.

Wann haben wir eigentlich angefangen, unser ästhetisches Empfinden zu verändern? Im Garten meiner Kindheit war die Wiese einen halben Meter hoch. Verschiedene Gräser, zwischen denen Wiesenschaumkraut, gelbe Hahnenfüße und lilafarbene Kuckuckslichtnelken blühten, standen im Schatten der alten hochstämmigen Obstbäume, die im Herbst überladen mit Äpfeln, Birnen und Pflaumen uns Kindern ein gesundes Menü boten. Zwischen den benachbarten Gärten, die sich damals alle glichen, befanden sich keine Zäune, und so war der gesamte Bereich im hinteren Teil der Grundstücke entlang unserer Straße eine große Streuobstwiese. In den höhlenreichen alten Obstbäumen brüteten viele verschiedene Singvogelarten, und auf der ganzen Wiese wimmelte es nur so von Insekten. Zwischen den hinteren Gartenbereichen, in denen sich die Wiese befand, und den Wohnhäusern mit Nebengebäude und Hof lagen die Gemüseärten. Bohnenbeete und Zeilen mit Mohrrüben, Kohlrabi, Erdbeeren, Porree, Schnittlauch und Petersilie wuchsen zwischen Stachel- und Johannisbeersträuchern. Am Rand standen unter einem alten Birnbaum die Rhabarberpflanzen, auf deren großen Blättern regelmäßig Laubfrösche zu finden waren. Diese Froschart sucht nur zur Paarungszeit Gewässer auf und lebt ansonsten in offenen, parkartigen, mit einigen Bäumen oder Sträuchern bestandenen Gelände. Sie ist die einzige heimische Froschart, die klettern kann. So kann man ihre Rufe nicht selten aus den Baumkronen vernehmen. Im Apfelbaum neben dem Gemüsegarten hing immer eine Zinkgießkanne, die sich eines der Laubfroschmännchen einmal als

Quartier ausgesucht hatte. Sein abendliches Konzert war natürlich besonders laut, denn die Gießkanne verstärkte den ohnehin lauten Laubfroschgesang enorm.

Überhaupt waren die Geräusche in meiner Kindheit andere als die der heutigen Zeit. Vögel und Amphibien gehörten damals in meinem Dorf, vor allem am Dorfrand, wo mein Elternhaus steht, zu den lautesten Geräuschverursachern. Ich erinnere mich gern an das schnelle rhythmische »Tingtingtingting«, welches erklingt, wenn Metall auf Metall schlägt. Im Sommer schallte es regelmäßig am Sonnabendnachmittag durch die Gärten, wenn unser alter Nachbar immer seine Sense auf einem kleinen Amboss dengelte. Selbst hier in den Dörfern weiß kaum noch einer, wie man das macht. Mich erinnerte der Klang immer an ein fernes Glockengeläut. Auch das Geräusch, welches entstand, wenn mein Vater die scharfe Sense schwungvoll durch das Gras gleiten ließ, ist hier auf den Dörfern am Aussterben, genauso wie die Schleiflaute, die bei der Benutzung eines Wetzsteins zu hören sind. All diese Geräusche hatten ihren Rhythmus, und ihr Klang integrierte sich in die Gesänge der Vögel oder das Zirpen und Summen der Insekten. Es war immer ein harmonischer Sound und niemals Lärm, wenn Menschen bei ihrer Arbeit in der Natur Geräusche verursachten. Mit der Zeit hat sich das verändert, Mähbalken, Motorsensen und Rasenmäher sind die Werkzeuge der Gegenwart. Sie aber verursachen nicht nur großen Lärm, der uns krank macht und den wir merkwürdigerweise geduldig ertragen, diese Geräte verschmutzen mit ihren Abgasen zusätzlich die Luft. Manche wenden ein, dass es auch leise elektrische Mäher gäbe. Leider sorgen sie nicht nur dafür, dass jedem Gänseblümchen noch vor dem Öffnen der Blüte der Garaus gemacht wird, sie haben sich auch als todbringende Gefahr für Igel, Amphibien und viele Insekten erwiesen. In unserem Ordnungswahn haben wir nicht bemerkt, dass wir in unseren Gärten, die einstmals dazu dienten, uns zu versorgen, der Natur den Krieg erklärt haben. Wir stehen an der Front, ohne zu realisieren, dass wir diese verlustreiche Schlacht auch gegen uns selbst führen.

Mit dem Brief in der Hand schaue ich sehnsüchtig aus dem Küchenfenster des alten Forsthauses. Von hier ist die Spree kaum zu sehen. Ein etwa 150 Meter breiter Streifen aus Feld und Wiese liegt dazwischen. »Warum steht das Haus nicht da, näher am Fluss?«, denke ich. »Das wäre weit genug weg von der Dorfstraße, und keiner würde sich an meinem Paradies stören.« Meine Hand krampft sich um das Papier, und ich zerknülle den Brief: »Es muss etwas geschehen«, beschließe ich.

Das alles liegt inzwischen 20 Jahre zurück. Damals wusste ich noch nicht so recht, was ich tun sollte. Diskussionen mit den zuständigen Stellen sind in solchen Fällen meist völlig aussichtslos. Glücklicherweise konnte ich in der Nachbarschaft ein Stück Land erwerben, das mir endlich den ersehnten Zugang zum Fluss ermöglichte. Hier wollte ich meine Ideen nach und nach in die Tat umsetzen und meine Kreativität ausleben. Anfangs diente mir ein zweiachsiger Bauwagen als Unterkunft, später habe ich mir die bereits erwähnte Blockhütte

gebaut und ein kleines Naturcamp mit verschiedenen Unterkünften – die meisten davon ebenfalls im Blockbaustil – für meine Gäste errichtet. Hier sollte endlich mein kleines Naturparadies entstehen, ein Freiraum, in dem Menschen und möglichst viele wilde Tiere dicht beieinander leben sollten. Dazu musste natürlich zuerst das Gelände vorbereitet werden. Viele Wiederansiedlungsprojekte mit Wildtieren sind gescheitert, weil die Bedingungen für die jeweilige Tierart nicht geeignet waren. Selbst wenn es sich um Arten handelt, die in dem entsprechenden Gebiet früher heimisch waren, muss man erst herausfinden, aus welchen Gründen sie von dort verschwunden sind. Auf dem Gelände des Spreecamps ging es aber nicht darum, gezielt Bedingungen für ganz bestimmte Arten zu schaffen, vielmehr wollte ich die Artenvielfalt generell erhöhen. Die zu bearbeitende Fläche ist etwas größer als ein Hektar; auf ihr sollten verschiedene Bereiche als ganz bestimmte Biotope gestaltet werden. Das Gelände befindet sich direkt am Ufer der Spree unmittelbar in der Flussaue und bestand beim Erwerb zum größten Teil aus einer artenarmen Wiese und einem kleinen Baumbestand entlang des Flussufers. Da sich in der Nachbarschaft ein Fußballplatz befindet, wollte ich unbedingt einen Sichtschutz errichten. Also begann ich einheimische Sträucher zu pflanzen: Holunder, Schlehe, Haselnuss, Heckenrose, Schneeball, Pfaffenhütchen und Vogelkirsche sind inzwischen zu einer beachtlichen Hecke herangewachsen. Auch an den Spreeauen habe ich verschiedene Sträucher und Bäume gepflanzt. Hier war es mir wichtig, Totholz zu erhalten, um den Arten, die großen Wert darauf legen, beste Bedingungen zu bieten. Also wurden von den am Fluss vorhandenen abgestorbenen Erlen nur die gefällt, von denen durch herabfallende Äste eine Gefahr ausging. Das beim Fällen anfallende Holz wurde zum größten Teil auf Haufen gepackt und in der Aue belassen. Die Wiesenflächen, die nun durch Hecken getrennt waren, wurden zum großen Teil mit hochstämmigen Obstsorten bepflanzt, und die Dächer der selbstgebauten Blockhütten begrünt. Auf einigen wachsen inzwischen sogar geschützte Pflanzenarten. Mit der Zeit ist also tatsächlich ein kleines Paradies entstanden. Wenn man der Natur Raum gibt und mit etwas Geschick bestimmte Prozesse unterstützt, dauert es häufig nicht lang, bis sich Erfolge einstellen. So kann es manchmal an geeigneter Stelle genügen, einen Totholzhaufen oder auch eine sogenannte Benjeshecke – eigentlich ein nicht zu dicht geschichteter Reisigwall aus Schnittgut in unterschiedlicher Stärke, benannt nach dem Erfinder Hermann Benjes – anzulegen. Natürlich ist es immer vernünftig, sich vorher zu informieren, damit man die Sache richtig angeht. Nicht jede Maßnahme ist für jeden Standort geeignet. Ein Totholzhaufen, der zum Teil beschattet neben einer Haselnuss oder einem Holunder steht, eventuell sogar noch in der Nähe einiger alter Bäume, macht mehr Sinn als ein völlig exponierter Holzhaufen auf einer freien Fläche. Eine Benjeshecke dient vor allem kleinen Säugetieren, Amphibien und Reptilien sowie Vögeln als Versteck. Wenn sich genügend Singvögel darin aufhalten, kann daraus unter

optimalen Bedingungen eine lebende Hecke entstehen – vorausgesetzt, das Endprodukt des Vogelverdauungstraktes enthält zumindest einen keimfähigen Kern oder Samen. Wenn der Vogel dann im Reisighaufen einen so in Vogeldung verpackten Samen absetzt, wird im Schutz der Äste und Zweige bald eine neue Pflanze heranwachsen. Aber auch Eichhörnchen und Mäuse sind häufig unfreiwillige Unterstützer eines solchen Projektes. Sie legen gern Depots an, die auch mal in Vergessenheit geraten. Das Gleiche passiert hin und wieder auch den Eichelhähern. Natürlich kann man hier auch nachhelfen und in eine Benjeshecke mal einzelne Pflanzen einsetzen, das beschleunigt die Sache enorm.

Auch ich habe die Hecken auf dem Grundstück in dieser Art angelegt. Es sollte aber auf jeden Fall immer eine Verbindung zwischen den einzelnen Elementen vorhanden sein. Freistehende Objekte werden von Tieren nicht gern als Versteck angenommen, weil es nicht genügend Deckung gibt, wenn sie diese verlassen oder aufsuchen. Was nützt der schönste Steinhäufen, wenn die Zauneidechse ihn nicht erreicht, weil die Katze vom Nachbarn sie auf dem Weg dorthin überwältigt hat. Natürlich braucht man bei solchen Projekten Geduld, es braucht Zeit, bis Bäume und Sträucher heranwachsen. Aber es macht sehr viel Freude zu sehen, wie sich eine solche Fläche nach und nach entwickelt.

Neben einer sinnvollen Lage der Objekte und der nötigen Deckung für die Tiere sollte man auch darauf achten, dass die Maßnahmen, die man ergreift, für das Gebiet überhaupt geeignet sind. Nicht überall macht es Sinn, einen Teich anzulegen oder eine Trockenmauer zu errichten. Also sollte man vorher mal schauen, was oder wer da schon lebt und welche Arten man fördern möchte. Es gibt sehr gute Literatur zu diesen Themen und viele nützliche Tipps im Internet. (Im Anhang stelle ich eine kleine Auswahl vor.) Vor allem aber kann man sich auf Spaziergängen in der Natur inspirieren lassen. Dort findet man Totholz, Hecken und Steinhäufen, anhand derer man sehen kann, wer an und in diesen Kleinstbiotopen lebt und welche Pflanzengesellschaften an welchen Standorten gedeihen.

In meinem kleinen Paradies hat sich die Artenvielfalt inzwischen enorm entwickelt. Arten, die ich hier vorher nie vermutet hätte, haben sich inzwischen erfolgreich angesiedelt. Einige besuchen das Grundstück zur Nahrungssuche, andere nutzen das gut strukturierte Gelände, um ihren Nachwuchs aufzuziehen. Dabei handelt es sich um Vögel, Säugetiere, Amphibien, Reptilien und viele Insektenarten, aber auch Weichtiere, Spinnen und viele weitere kleine Lebewesen. Natürlich gedeihen auch die unterschiedlichsten Pflanzenarten – das ist Biodiversität. Meine Gäste im Spreecamp freuen sich immer sehr, wenn sie, morgens am Sitzplatz beim Fluss gemächlich frühstückend, den Eisvogel vorbeifliegen sehen oder abends am Lagerfeuer bei einem Glas Rotwein dem schnurrenden Gesang des Ziegenmelkers lauschen.

Die junge Familie, die jetzt im alten Forsthaus wohnt, bekam schließlich einen Brief von der Gemeinde. Es ging um den Wildwuchs an der Dorfstraße, erzählten sie mir.